

Reisenotizen aus dem Logbuch der SAMIRA

Pazifik, Kiribati (Abemama)

1. Januar 2004 bis 12. Januar 2004

Kulturschock

Den Lehrbüchern nach, so lese ich in einer Zeitschrift, soll der Kulturschock in fünf Phasen ablaufen: Zuerst kommt die Euphorie, alles ist neu und faszinierend, darauf folgt die Entfremdung, erste Schwierigkeiten im Kontakt mit der Bevölkerung tauchen auf. In der dritten Phase soll man Zuflucht in der eigenen Kultur suchen und die fremde verurteilen. In der vierten soll man erkennen, dass Konflikte mit Menschen des Gastlandes oft auf Missverständnissen infolge der kulturellen Unterschiede entstehen und das soll einem helfen in der letzten Phase die fremde Kultur zu begreifen und auch selbst an zu wenden.

Soweit wir das bis jetzt an uns beobachten können, verläuft die Sache nicht so einfach linear. Eindeutig und stark erleben wir die erste Phase an jedem Ort, an den wir kommen. Alles Fremde fasziniert uns und zieht uns an. Wir versuchen möglichst viel über die Menschen und deren Gebräuche, ihre Umwelt und Lebensbedingungen zu erfahren. Dabei entdecken wir oft Lösungsansätze für Probleme, die wir von Zuhause nicht kennen und auf die wir selbst nie gekommen wären.

Wenn wir dann Zeit haben etwas länger an einem Ort zu bleiben, entdecken wir Probleme und Schwierigkeiten der anderen Kultur. In Penrhyn, auf den nördlichen Cook Inseln ankerten wir vor einem Dorf, das ganz von der CCIC, der Christian Cook Islands Church dominiert wird. Den etwa 60 Bewohnern des Dorfes bleibt nur die Möglichkeit sich in diese Gemeinschaft zu integrieren und deren Regeln an zu erkennen, oder aus zu wandern. Am Sonntag finden vier obligatorische Gottesdienste statt. Eine Frau die ein Kind hatte, ohne verheiratet zu sein, wurde so bestraft, dass sie in der Kirche nicht mitsingen darf! Am Sonntag darf man nicht Baden, keine Musik hören, kein Boot benutzen... alles Einschränkungen die wir für uns nicht akzeptieren können und die wir nicht verstehen. Was im Dorf erlaubt ist, bestimmen zwei – drei alte Männer. Wir vergleichen dann mit unseren Bräuchen und halten nur diese für richtig.

Sind wir noch länger an einem Ort, wie hier in Abemama, so erleben wir Momente der fremden Kultur, die uns tief bewegen. Ein solches Erlebnis war der Sylvesterabend. Wir sassen für Stunden in der Hütte Tokibwaras zusammen mit seiner Familie. Über lange Zeit geschah nichts, was uns zuerst unruhig machte, bis wir dann zu begreifen begannen, dass das Zusammensein innerhalb einer Familie an sich ein angenehmes, beruhigendes Gefühl vermittelt. Bei uns in Europa wäre es undenkbar, dass die Gastgeberin sich am Silvesterabend etwas hinlegt und zwischendurch schläft. Wir begannen uns auch wie unsere Gastgeber zu verhalten und Sabina erhielt ganz selbstverständlich ein Kissen als sie sich etwas auf die Matte legte. Vielleicht erspürten wir da schon einen ersten Funken der letzten Phase.

Wir sind gespannt, wie es weiter gehen wird.



1. Januar 2004

Sabina hat einen wunderbaren Zitronenkuchen gebacken. Wir packen ihn ein und besuchen die Familie Taketis um allen ein gutes neues Jahr zu wünschen. Die ältere Tochter überrascht Sabina mit einer selbst genähten Te Tibuta, einer Bluse nach aktueller Kiribatimode!



Nach Einbruch der Nacht setzt zum ersten Mal in dieser Saison ein Westerly ein, ein starker Westwind, der Regen mit sich bringt. In der ersten Bö bergen wir das grosse Sonnensegel, das sich mächtig aufbläht. Wir liegen nicht ganz optimal an unserem Ankerplatz und SAMIRA stampft und zerrt in der Nacht an ihrer Kette.

2. Januar 2004

Heute repariere ich Tokibwaras Wasserleitung. Der alte Mann muss sein Trinkwasser in der Mitte seines Landstreifens aus einem Ziehbrunnen schöpfen und in Kanistern zu seinem Haus an der Lagune tragen. Jetzt kann er das Wasser in einen Trichter schütten, der es durch ein Rohr in die Nähe seines Hauses leitet. „Es muss im grossen Buch der Engel geschrieben sein, dass ihr kommt und das für mich erledigt!“ sagt Tokibwara und lässt Sabina eine grosse Papaya an seinem Baum aussuchen



3. Januar 2004

Bereits um 09h, bei Niedrigwasser suchen Sabina und ich im bauchnabeltiefen Wasser nach Te Bun, einer Art Herzmuscheln. Zu sehen ist jeweils nur ein ganz kleiner Spalt im Sand. Tippe ich mit dem Finger daneben, so schliesst er sich und ein kleines Wölkchen wird ausgestossen. Hier liegt eine Muschel im Sand und ich brauche sie nur aus zu graben. Allerdings, während ich eine finde, findet Sabina 10! Später, an einer Sauce mit etwas Noilly Prat und einigen Löffeln Rahm aus der Dose zelebrieren wir ein Festmahl.



Viel lachen wir am Nachmittag bei Hochwasser in unserem Kinderschwimmkurs. Keines der fünf Kleinen hat Angst vor dem Wasser, aber alle zappeln eher als dass sie Schwimmbewegungen machen.



4. Januar 2004

Es ist Sonntag und so lassen wir uns wieder einmal in der Kirche blicken. Hier ist alles anders als in Penrhyn, wo wir die sehr speziellen Gesänge aufnehmen konnten. Kinder kommen, gehen und rollen sich am Boden herum, Mädchen kämmen sich während der Messe, ein Geschnatter ist ständig zu hören und ein Dirigent rudert mit einer Hand in der Luft herum, für mich ohne erkennbaren Zusammenhang zum Rhythmus des Liedes. Entsprechend jämmerlich tönt der Gesang. Nur ein kleiner Teil der Bevölkerung scheint die Messe zu besuchen.

5. Januar 2004

Reich ist nicht, wer viel besitzt, sondern wer viel geben kann. Diesen Grundsatz scheint hier jeder zu beherzigen, besonders der 72 jährige Tokibwara und seine Frau Tiema. Sie besitzen eine kleine Holzhütte, eine noch kleinere Kochhütte, drei Aluminiumtöpfe, ein Messer, eine Machete, drei Teller, drei Löffel und in einer Kiste zwei Kopfkissen und einige Kleider. Ausser den selbstgeflochtenen Sitz- und Schlafmatten und zwei Wasserkanistern können wir sonst keine Besitztümer erkennen. Es ist immer wieder schön sich mit dem alten Mann zu unterhalten. Er hat in seiner Jugend in Fiji Englisch gelernt und weiss noch viel über seine Inseln.

Zum Abschied gibt er uns seine letzten reifen Bananen und ein extra für uns geerntetes Palmherz mit. Er selbst isst im Wasser gekochten Reis mit einigen Papayastückchen drin zum Abendessen.

Auch wenn wir selbst nie mit leeren Händen kommen, so sind wir doch beschämt über so viel Grosszügigkeit. Und diese ist hier die Regel, nicht die Ausnahme. Was wir bis jetzt so alles erhalten haben? Da wären Papayas, Babai (Sumpftaro), Taroblätter, Brotfrucht, Kokosnüsse, Trinknüsse, Kürbis, Fisch, Palmherzen, Bananen, Herzmuscheln, eine Art Lattich.

Pandanusfrüchte sollen wir bekommen sobald sie reif seien. Wir lernen so auch immer die Zubereitung einheimischen Essens.



6. Januar 2004

Trotzdem Tauchen nicht meine Lieblingsbeschäftigung ist, ist es mir gelungen die Zinkanode am Propeller aus zu wechseln. Mit dem Schnorchel immer wieder für kurze Zeit abtauchend löse ich die alte Anode, reinige den Propeller sauber, schneide ein Gewinde nach und befestige dann die Neue Anode mit drei Imbusschrauben. Am Ende fühle ich mich richtig schlapp. Mir fehlt jegliche Kondition!



7. Januar 2004

Die Vormittage brauchen wir jetzt meist für den Schiffsunterhalt. Maschinenservice, Roststellen ausbessern und Holzteile schleifen und behandeln, das Rigg überprüfen und einige Konen in Norseman Terminals ersetzen, alles braucht viel Zeit und noch mehr Energie bei 33°C im nicht immer vorhandenen Schatten



8. Januar 2004

Morgen wollen wir mit dem Boot zu einer Atolltour starten. So verabschieden wir uns von unseren einheimischen Freunden und halten den vorerst letzten Kinderschwimmkurs ab.

9. Januar 2004

Schon seit Tagen freuen wir uns darauf zum Hauptort Kariatebike, 6 Seemeilen im Süden zu segeln. Hier sollen die Regierungsstation, die Post, die Bank ein Hotel und Läden zu finden sein. Nachdem wir in den letzten 6 Wochen gar nichts einkaufen konnten, sind wir gespannt, was wir antreffen werden.

Nach dem Frühstück gehen wir Anker auf und tasten uns sorgfältig durch die Untiefen der Lagune. Weisse Wolken spiegeln sich im Wasser, so dass wir die Korallenstöcke erst im

allerletzten Moment sehen können. Schon bald sehen wir am Ufer das Dach eines grossen Maneabas (Versammlungshaus) und daneben einige Pandanus gedeckte Hütten. Wir Anker eine halbe Seemeile vor dem Ufer auf 6m gut haltendem Sandgrund. Dann baden wir im kristallklaren Wasser. Den Ort können wir frühestens um 15h besuchen, da zur Zeit Niedrigwasser herrscht. Knapp hinter dem Schiff beginnt das Riff, das jetzt fast trocken fällt. Viele Muschelsucher, dunkle Gestalten auf der hellen Sandfläche, nützen die Springtide. Wir müssten unser Dingi fast einen Kilometer vom Ufer weg verankern und dann ans Land waten. Später könnten wir dann nur zum Schiff zurück schwimmen.



Als das Wasser genügend hoch steht fahren wir an Land – und sind enttäuscht. Nicht, dass wir Strassenkaffees, eine Pizzeria, Boutiquen, eine Buchhandlung und gut sortierte Läden erwartet hätten, aber dass es so wenig auf der Insel gibt hätten wir doch nicht gedacht. Im einzigen Laden mit seinen vielleicht 25 Artikeln gibt es nur Dosenbier, Cola ist ausverkauft. Dafür kaufen wir in unserem Kaufrausch die letzten 10 Rollen WC-Papier und eine Dose Backpulver! Im einstöckigen Regierungsgebäude gibt es eine Bank deren Verwalter noch nie eine Kreditkarte gesehen hat, eine Polizeistation, ein Fischereibüro und ein Telefon, das mehrere Stunden am Tag funktionieren soll. Daneben stehen die üblichen Hütten, nur liegt hier um die Wohnstätten mehr Müll als im Norden der Insel. Die Zivilisation ist also doch näher!



10. Januar 2004

Steigt der Koprapreis, so sinkt die Produktion.

Die Inselökonomie funktioniert anders als jeder Ökonomieprofessor vermuten würde, aber trotzdem einer eigenen Logik folgend. Jeder Einwohner von Abemama der etwas Land besitzt, kann die reifen Kokosnüsse seiner Palmen sammeln, öffnen, an der Sonne trocknen und das so gewonnene Kopra Sackweise an die Kopramühle in Tarawa verkaufen. Dort wird es weiterverarbeitet und die Endprodukte werden exportiert. Steigt nun der Weltmarktpreis für Kopra, so können die Leute die etwa 5 Australischen Dollar, die sie im Tag für ihre Familie benötigen mit weniger Arbeit verdienen. Im Moment müssen sie für den Bedarf einer Familie etwa 5 Säcke pro Monat verkaufen. Wieso wollen sie denn nicht mehr verdienen? Das ist ganz einfach.



Hier eine Liste von Sachen, die auf der Insel NICHT zu kaufen sind:

Waschpulver, Zwiebeln, Gewürze, Teigwaren, Gemüse, Früchte, Schokolade, Eier, Butter, Käse, Fleisch, Poulet, Mineralwasser und Süssgetränke, Kleider, Schuhe, Schmuck, Trinkgläser, Radios, Elektrogeräte, Fahrzeuge, Werkzeuge (ausser Macheten).....



Was gibt es denn zu kaufen?

Tee, Reis, Öl, Corned Beef (zwei Sorten!), Makrelen in Dosen, Zündhölzer, Backpulver, Trockenhefe, Mehl (leider nicht immer), Salz, Hühnercurry in Dosen (mit Knochen!), Kaffee (zwei Päckchen im grossen Laden im Hauptort) Tuch in vier Farben, Dosenbier, Seife, Fahrradschläuche, Schirme, Batterien, Zündkerzen für Aussenborder, Nähfaden, Plastikteller.....

Wofür also Geld verdienen? Vor Jahren startete ein Privatmann ein Projekt um tiefgekühlte Garnelen zu exportieren. Er besprach die Sache mit den Einheimischen, baute kleine Kühlhäuser auf den Inseln und begann die Garnelen ein zu sammeln. Das funktionierte einmal gut. Als die zweite Ladung abgeholt werden sollte war nichts da. „Wieso habt ihr keine Garnelen gesammelt?“ „Wir haben den Verdienst für die erste Ladung noch nicht ausgeben können!“



11. Januar 2004

Gegen Abend schlendern wir gemütlich der Strasse entlang nach Norden. Links und rechts sehen wir die Hütten zwischen den Palmen und die farbig angezogenen Frauen. Wir wundern uns wie normal das alles für uns schon ist. Als wir von der Strasse aus ein besonders schmuckes traditionelles Haus am Rand der Lagune, betrachten, fragt uns ein etwa 16 jähriges Mädchen, ob wir näher kommen möchten. Sie zeigt uns voller Stolz ihr knapp an den Hochwassersaum gebautes neues Häuschen. Wie üblich werden wir im Haus ihrer Eltern zu Moimotos (Trinknüssen) eingeladen und so lernen wir eine neue, freundliche Familie kennen.



Auf dem Rückweg zum Dingi, es ist schon dunkel, leuchten unzählige Kochfeuer und Öllämpchen aus den dunkeln Hütten. Ein feiner Duft nach Holzfeuern liegt über dem Atoll. Jetzt, da es nicht mehr so heiss ist, ist die dunkle Strasse voller Menschen, zu Fuss, mit dem Fahrrad oder einem Chinesischen Kleinmotorrad. Alle grüssen uns freundlich. Zum Glück brennt unser Ankerlicht, wir hätten die SAMIRA sonst in der mondlosen Finsternis kaum gefunden.

12. Januar 2004

Am Vormittag zeigt uns Tiata sein Land. Normalerweise gehört einer Sippe immer ein Landstreifen, der sich quer über das Atoll von der Lagunenseite bis zur Ozeanseite erstreckt. In alter Zeit standen die Häuser meist in der Mitte des Landes, um dieses besser gegen Angriffe verteidigen zu können. Die Männer benutzten als Kopfkissen ein hohles Stück Holz einer Pandanuspalme in deren Höhlung sie einen Schlagstock für ihre Verteidigung bereit hielten. Erst die Kolonialmacht England beendete die ständigen Kriege und Fehden. Heute, da Verteidigung nicht mehr notwendig ist, stehen die meisten Häuser am Rand der Lagune. Auf der Ozeanseite des Atolls erstreckt sich ein Sandstrand, auf dem wir keine einzige Fussspur entdecken.



6kg Mehl und 20l Benzin oder das wirkliche Einkaufserlebnis:

Gegen Abend, bei Hochwasser, fahre ich mit zwei Kanistern an Land. Im grossen Laden frage ich nach Eiern und Mehl. Eier gibt es in Tarawa, der Hauptinsel von Kiribati, Mehl ist ausverkauft. Eine Kundin sagt, ich soll es im kleinen Laden gegenüber versuchen, er sei aus einheimischen Materialien gebaut. Ich finde den Laden aber er ist geschlossen. Ein Mann in der Nähe bittet mich in sein Haus und lässt seinen Sohn den „Storeman“ holen. Wir unterhalten uns etwas und dann kommt die bunt angezogene, rundliche, fröhliche Ladenbesitzerin. Tatsächlich, neben den abgezählten 14 anderen Artikeln hat sie Mehl. Sie verkauft mir 6 kg aus dem grossen Sack und während sie abwiegt will sie wissen wie meine Frau heisst und wie viel Kinder wir haben. Eier hat sie leider nicht und sie kennt auch niemanden, der Eier verkauft.



Im grossen Laden hole ich den Benzinkanister ab, den ich hier in Obhut gelassen habe und frage nach der Tankstelle. Alle im Laden zeigen gegen Norden. So mache ich mich auf den Weg. Im Dingi deponiere ich das Mehl und wandere weiter. Nach dem grossen Maneaba sehe ich zu meiner Linken einige Hütten. Etwa 10 Hunde bellen und kleine Kinder kichern, als ich auf sie zu gehe. Drei Mädchen, etwa 15 bis 17 Jahre alt, kommen aus einer Hütte und grüssen. Ich frage nach der Tankstelle. Lachend zeigen sie nach Norden. „Long way?“ „Short way!“ Ob ich zu Fuss gehen wolle? Ich bejahe und ziehe los. Bald überholt mich ein kleines chinesisches Motorrad und die älteste der drei Grazien bittet mich auf dem Gepäckträger Platz zu nehmen. Sie setzt mich bei der Tankstelle ab, winkt und verschwindet. Eine Tankstelle? Da liegen und stehen einige 200l Fässer im Gras neben einer einheimischen Hütte. Ein Mädchen füllt mir meinen Kanister mit einem 5l Krug aus dem Fass und mischt das Zweitaktöl dazu. Zu Fuss mache ich mich auf den Weg zurück. Nach einigen Schritten kommt mir ein alter Mann auf seinem Motorrad entgegen. Er wendet und fragt: „May I help you?“ Ich nehme mitsamt dem Kanister auf seinem Gepäckträger Platz und er bringt mich bis zum Dingi!